

„Priester für heute“

Gedanken zu einem kritischen Buch

Das Buch¹ ist eine sehr offene Auseinandersetzung mit Problemen der priesterlichen Existenz, freilich vorwiegend der Zölibatsfrage zugewendet, die seit dem Vaticanum II vielfältig im Klerus und beim Kirchenvolk nicht mehr zum Verstummen kommt. Diese ist gewiß nicht die wichtigste Frage; andere wie etwa die Glaubensverkündigung, die Ausspendung der Geheimnisse Gottes, der pastorale Dienst, das Gebet, die Hinführung zur inneren Freiheit, zur Unterscheidungs- wie Entscheidungsfähigkeit, die Bewältigung des Lebens aus dem Glauben und der Liebe haben den Vorrang. Im Priesterleben hat dennoch die Zölibatsfrage ihre große Bedeutung; sie ist in unserer Zeit auch deshalb neu gestellt worden, weil die Humanwissenschaften in Abkehr vom dualistischen Leib-Seele-Verständnis nun die Ganzheit des Menschen als einer leib-seelischen Einheit betonen.

Mag das Zölibatsproblem lange Zeit vorwiegend im Zusammenhang mit der leiblich sexuellen Komponente gesehen worden sein, die in einer eigenartigen Abwertung des Körperlich-Irdischen (*terrena despicere* . . .) ihren Ausdruck fand, so hat sich die Sicht bedeutend gewandelt. Vom Konzil wurde mit der Konst. *Gaudium et spes* auch in der Kirche eine Neubewertung des Geschöpflichen nachvollzogen. Diese war schon durch Philosophen, Naturwissenschaftler, Mediziner, Psychologen, Soziologen und auch Theologen vorbereitet worden. Heute schätzen wir alle die Gaben Gottes, dem wir die Eigenart unserer Natur verdanken, und versuchen gerade der Einseitigkeit einer materialistischen Weltansicht gegenüber die Verantwortung für das Ganze, auch für die leib-seelische Einheit zu betonen. Die Bejahung der Güter der Natur wie des Leibes in ihrer gottgewollten Verfaßtheit fügt sich ins Ganze einer sinnvollen geistigen Bewältigung unseres Weltauftrages. Hierin sieht der Christ einen wesentlichen Teil seiner Bewährung vor Gott.

So hat sich etwa auf dem Gebiet der ehelichen Gemeinschaft eine vertiefte Einsicht der Partnerschaft in der kath. Ehemoral durchgesetzt; sie hat sich von der Auffassung der Kinderzeugung als dem ersten und vorwiegenden Zweck der Ehe zur umfassenden Einheit aller ehelichen und familiären Lebensbezüge durchgerungen. Die Liebe soll den Partner in seiner Persönlichkeit ebenso fördern wie sie ihm in Beruf, den täglichen Mühen, in Krisen und Fehlhaltungen dienen soll. Die verantwortete Elternschaft hat im Rundschreiben Pauls VI. „*Humanae vitae*“ ihren selbstverständlichen Platz gefunden; manichäische Anklänge einer fragwürdigen Spiritualität gehören der Vergangenheit an.

Es ist daher nicht verwunderlich, wenn in einer Zeit geistiger Unruhe und vieler Neuansätze innerhalb der Kirche auch das Zölibatsproblem aufgegriffen wurde. Es ist keineswegs ein besorgniserregendes oder gar schlechtes Zeichen, wenn bedrängende Fragen gestellt und redlich erörtert werden. Auch gesellschaftliche Gebilde wachsen, wenn sie gesund sind; Sterilität und Erstarrung signalisierte ihren Tod. Beim Konzil kam diese Erkenntnis sehr deutlich zum Vorschein, da es von Anfang an der Vorstellung der Kirche auf Erden als einer vollkommenen Gesellschaft *sine ruga et macula* entschieden widersprach. Dem Gleichnis vom wachsenden Rebzweig am Weinstock folgend, redete es von einer *ecclesia semper reformanda*, also vom Wachstum der Kirche in steter Erneuerung. Auch das Bild von der wandernden Kirche meinte (trotz möglicher Fehlhaltungen) eine Kirche, die sich entfaltet, freilich sich auch über ihren Weg stets neu Rechenschaft geben muß.

Wie das geschehen könnte, hat Paul VI. in seinem ersten Rundschreiben² ausführlich dargelegt. Er mißt hierin dem Dialog ein entscheidendes Gewicht für die Wahrheitsfindung

¹ Denzler Georg (Hg.), *Priester für heute*. Antworten auf das Schreiben Papst Johannes Paul II. an die Priester. (228.) Kösel, München 1980.

² „*Ecclesiam Suam*“ vom 6. August 1964. AAS LVI/1964, 609–659.

bei. Zwar akzeptierte Paul VI. erst allmählich die volle Weite des Dialogs, weil er Sorge hatte, es könnte sich der Geist des Konformismus einschleichen. Doch sind ihm die Bedingungen eines echten Dialogs klar: Dieser setzt gleichberechtigte Partner voraus; er kann nicht einseitig sein (hie Lehrer – hie Hörer). Das Spannungsverhältnis läßt sich sprachlich nicht adäquat meistern, da menschliches Sprechen immer unvollkommen und zeitbedingt ist (was etwa auch bei dogmatischen Aussagen zu Schwierigkeiten führt). Gewisse Spielregeln sind einzuhalten, wenn der Dialog sinnvoll geführt werden soll: Offenheit für alle Fragen des Partners, Zuhörenkönnen, Achtung vor abweichenden Meinungen, was nicht heißt, daß man sich damit identifizieren müßte. All das wird auch für den innerkirchlichen Dialog Gültigkeit haben; wir sind von früher her wenig daran gewöhnt, es bedarf oft auch erst der Einübung, was auch den Verantwortlichen in der Kirche nicht schon von Haus aus vorgegeben sein muß. Gewiß gibt es die unaufgebbare Substanz des Glaubens von Christus her. Die eigentlichen Glaubenswahrheiten können nicht in Frage gestellt werden, wenn wir Christen bleiben wollen. Doch gibt es genug Bereiche auch innerhalb der Kirche, die einem Dialog zugänglich sind.

Gehört nun der Zölibat zu dieser Art Fragen? Die Verfasser des Buches über den Priester von heute nehmen das als gegeben an. Johannes Paul II. bestätigt dies, indem er selbst sich mit dem Zölibatsproblem in seinem Gründonnerstagbrief³ auseinandersetzt. 19 Autoren haben nun zu diesem Schreiben Stellung genommen. Sie ist begreiflicherweise recht unterschiedlich, wie denn auch der Ton der Aussagen von einer unverkennbaren Achtung vor dem regierenden Papst bis zu dramatisierenden Darstellungen und leicht zynischen Passagen reicht. Gemeinsam ist allen die Kritik der päpstlichen Äußerungen zum Zölibat. Mag sie da und dort einer spürbaren Voreingenommenheit entspringen, im allgemeinen baut sie auf Argumenten auf, die zu einem sachlichen Dialog einladen.

Die wesentlichen Differenzen zur päpstlichen Aussage sind:

1. Jesus hat mit der Beauftragung der Apostel zur Fortsetzung seines Werkes keine Zölibatsverpflichtung verbunden.
2. Die Worte von der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen (Mt 19, 11f) hängen eindeutig mit der Frage nach der Ehescheidung und deren Beantwortung durch Jesus zusammen. Die Kritik Jesu an der damaligen Ehescheidungspraxis führte zur provokanten Jüngerfrage, ob der Verzicht auf die Ehe nicht vorzuziehen sei. Jesus schließt die Möglichkeit des Verzichtes nicht aus und stellt sich damit auch gegen die geltende gesellschaftliche Auffassung. Ihr zu folgen, fassen keineswegs alle, sondern nur solche, denen es gegeben ist. „Wer es fassen kann, der fasse es.“ Jesus spricht also die volle Entscheidungsfreiheit an; er tut dies aber ohne jeden inneren Zusammenhang mit der Jüngerberufung.
3. Die ursprünglichen Jünger Jesu haben seinen Rat keineswegs als *condicio sine qua non* für ihren weiteren Lebensweg verstanden. Wer 1 Kor 9,5 ernst nimmt, wird nicht gut von einer apostolischen Tradition eines zölibatären Lebens der Jünger Jesu sprechen können. Auch in der späteren Zeit erwähnen die Pastoralbriefe mit der größten Unbefangenheit die Voraussetzungen für die Ausübung kirchlicher Ämter, wozu (gewiß nicht notwendigerweise) auch dem Ehestand des kirchlichen Vorstehers Raum gewährt wurde. Johannes Paul II. berücksichtigt dies zwar in Nr. 8 seines Schreibens mit der Erwähnung jener Entscheidung, „die die lateinische Kirche seit vielen Jahrhunderten getroffen hat“, die somit keineswegs schon von Anfang an allgemeine Gültigkeit hatte. Doch wäre zu überlegen gewesen, ob zu Recht Einwände zu bemängeln waren und ebenso „verschiedene Deutungen an Hand von Kriterien, die dem Evangelium, der Überlieferung und dem Lehramt der Kirche fremd sind“. Wenn Kriterien (wie unter zwei und drei angeführt) sich direkt auf die Hl. Schrift und die frühe Überlieferung stützen, dürften sie nicht als sehr zweifelhaft und von relativen Wert bezeichnet werden.
4. Die Angemessenheit des Zölibates wird von mehreren Autoren durchaus anerkannt. Es

³ Datiert vom Palmsonntag, 8. April 1979. AAS LXXI/1979, 393–417.

wäre zweifellos ein großer Verlust, wenn es dieses Zeugnis der Nachfolge Jesu nicht mehr geben würde. Es ist auch anzunehmen, daß die wenigen Weihelikandidaten heute auf Grund einer sehr ernsten Selbstprüfung vom Charisma des Zölibats getragen werden. Die Autoren widersprechen aber der Annahme, daß Berufung zum Priestertum und Berufung zum Zölibat notwendigerweise zusammenfallen müssen.

Was es nicht nur bei einzelnen Priestern, sondern in der Geschichte der Kirche an Spannungen und Widerständen, an Versagen und Ausbrüchen, an Eigenmächtigkeiten und an Scheitern zufolge des Zölibates gegeben hat, geziemt sich nicht an die Oberfläche zu bringen, schon gar nicht von solchen, die die Jüngergemeinschaft Jesu lieben; sie sind eher traurig wie redliche Kinder über die tatsächlichen Fehler einer Mutter, die sie selbst nicht bloßstellen wollen. Gewiß darf deshalb die Defizienz des Priestertums nicht dramatisiert werden, weil sehr viele von den Stillen den Zölibat durchaus positiv und ohne Verkrampfung bewältigt haben; sie soll und kann aber auch nicht bagatellisiert und verharmlost werden, weil die an ihrem frühen Idealismus Gescheiterten erst recht der verstehenden Liebe und erforderlichenfalls der neuen Wegbereitung bedürfen.

Die Seelsorger unter den Autoren dieses Buches spüren begreiflicherweise im eigenen Umkreis den lebensbedrohenden Priestermangel. Die Erwartung, daß es sich hierbei um eine vorübergehende Durststrecke handle, ist längst einer nüchteren Resignation gewichen, da die bisherigen Vorkehrungen eine z. T. unzumutbare Mehrbelastung oder den Versuch einer Gewichtsverlagerung gebracht haben; unversehens führen diese zur Aushöhlung der priesterlichen Funktionen in den Gemeinden und im öffentlichen Bewußtsein. Der priesterlose Gottesdienst entbehrt der eigentlichen Mitte, der Eucharistiefeier; die priesterlose Gemeinde fühlt sich aber verlassen und neigt zunehmend zur Absenz. Wie soll, wie kann das weitergehen? Soll man vor dem Ernst der Lage den Kopf in den Sand stecken? Die Seelsorger tun es nicht und setzen ihre mögliche Kraft ein im Bewußtsein, vielfach den Erwartungen und Ansprüchen nicht mehr nachzukommen. Sie sehen sich um Helfer aus Laienkreisen um, sicher ein Gewinn auch für die Zukunft, der aber den bestehenden Mangel nicht kompensiert. Sie meinen nun, daß in der Kirche auch weiterhin gelte: *suprema lex salus animarum*. Ein menschliches Gesetz könne dem gegenüber keinen Vorrang haben. So kam der Vorschlag, *virī probatī* zum priesterlichen Amt zuzulassen, auch wenn sie verheiratet sind. Papst Paul VI. hat einem österreichischen Bischof gegenüber auch nach der Behandlung dieser Frage auf der Bischofssynode erklärt, die Möglichkeit hierfür sei keineswegs versperrt. Die Seelsorger hegen die Sorge, daß man die Probleme vor sich herschiebe in der vagen Hoffnung, daß eine Besserung der Lage eintrete; nun drängen sie, es mögen die Bischöfe in Rom deutlich zur Sprache bringen, daß es höchste Zeit sei, die möglichen Wege zu beschreiten.

Die Autoren aus den theologischen Fachgebieten haben z. T. mit beachtlichen Beiträgen aus ihrer Disziplin den Fragenkomplex zum Thema Zölibat behandelt. Gemäß der heute allgemein anerkannten Methode finden sie sich keineswegs mit der Wiederholung eingespielter Formulierungen ab; sie sehen ihre Aufgabe darin, eine Frage von ihrer Wurzel her anzugehen. Je nach dem Standort, gibt es für einen Gegenstand verschiedene Aspekte, die erst in einer richtigen Zusammenschau das Ganze einigermaßen erfassen lassen. Auch die begleitenden Wissenschaften können im Verlauf der gegenwärtigen Entwicklung neue und ungewohnte Gesichtspunkte einbringen. Vor allem auf psychologischem und pädagogischem Gebiet, aber auch im Bereich der Moral sind so viele neue Erkenntnisse und gewiß auch Probleme in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht, daß es unverantwortlich wäre, sie wegzuwischen, weil ältere Semester in ihrer Jugend davon noch nichts gehört oder sie nicht wahrgenommen haben. Auch innerhalb der Kirche wird es richtig sein, das fruchtbare Gespräch mit den Theologen zu suchen in Berücksichtigung jener Voraussetzungen, die oben für den Dialog genannt wurden.

Auf eine Beobachtung sei noch verwiesen, die im vorliegenden Buch anklingt und den Regierungsstil des Hl. Vaters betrifft. Alle Welt nimmt sein Charisma einer staunenswerten Kommunikationsfähigkeit zur Kenntnis, und die Dankbarkeit dafür vor Gott ist unter den Gläubigen groß. Der Papst versteht es, so menschlich mit jedermann umzugehen, daß der bei verschiedenen Gelegenheiten aufbrechende Jubel der Massen verständlich ist. Sein Wort trifft oft genug die momentane Erwartung seiner Zuhörer und wird mit den spontanen Äußerungen der Zustimmung quittiert. Wieweit dahinter eine echte Wandlung der Angesprochenen steht, verbirgt sich wohl im Herzen der einzelnen. Es steht niemand zu, darüber ein Urteil abzugeben. Der Geist weht auch heute noch, wo er will, und die Gnadenwege Gottes sind für menschliche Spekulationen unzugänglich. Wir beten mit Johannes Paul II., daß seine seelsorglichen Bemühungen bei vielen ankommen mögen.

Nun hat der einstige Konzilsteilnehmer noch die Rede des Bischofs von Brügge, De Smet, im Ohr, da dieser zusammen mit Juridismus und Klerikalismus auch den Triumphalismus ablehnte und davor warnte, ein kirchliches Regime darauf aufzubauen. Wir sind überzeugt, daß der Papst keinen Triumphalismus sucht, dieser ihm vielmehr ungewollt in den Schoß fällt. Die Geschichte Christi und die christliche Geschichte raten zur Distanz; wohl auch deshalb, weil dahinter die Versuchung steht, eine Zustimmung anzunehmen, wo es um schwerwiegende Fragen geht, mit denen ein einzelner weder allein fertig wird, noch auch darüber allein entscheiden soll. Kardinal Suenens wurde kürzlich befragt, was er zum Regierungsstil des Hl. Vaters zu sagen habe; er meinte, daß der Papst seine polnische Vergangenheit und die entsprechende Sicht der Dinge mit sich trage, er also noch manches dazulernen wird, um der Papst für die universale Kirche zu sein.

Das hat Johannes Paul II. wohl selbst gespürt, als er am Beginn seines Pontifikates die Mitwirkung des Weltepiskopates erbat und die Kollegialität aller Verantwortlichen in der Kirche unterstrich. Er hat auch ein hervorragendes Beispiel gegeben, als er die holländischen Bischöfe zu einer Sondersynode nach Rom einlud. Die Erwartung, daß ähnliches auch auf anderen Gebieten geschähe, ist groß. Beim Konzil wurde einigemal der Wunsch laut, daß der Papst bei Rundschreiben oder bei Unternehmungen von weltweiter Bedeutung Experten aus aller Welt, ob Bischöfe, ob Fachleute, zu Rate ziehe und seine Mitbrüder mit wichtigen Kundgebungen nicht vor vollendete Tatsachen stelle. Das Gewicht mancher schwieriger Entscheidung käme in der Öffentlichkeit nachdrücklicher an, wenn auch das Kollegium der Bischöfe daran beteiligt wäre. Einsame Entschlüsse verlieren dann ihre Durchschlagskraft, wenn ihnen mit innerer oder äußerer Reserve begegnet wird.

Der Wunsch nach breiter gefächerter Kollegialität besteht heute noch intensiver, weil es bei allem Fleiß und großer Genialität auch in der Kirche niemand gibt, der alles übersehen und dirigieren könnte. Auch verlangt die Mündigkeit weiter Kreise und deren Kritikfähigkeit, daß man *mit* ihnen spreche und in der Beurteilung von Vorgängen innerhalb der Kirche auf ihre ernstesten Äußerungen höre, ja sie auch suche. Ein echtes Vertrauensverhältnis von Autorität und gläubigem Volk wird es auf die Dauer nur geben, wenn die Achtung vor der Eigenständigkeit und Eigenverantwortung auf beiden Seiten gewahrt wird. Die Selbstprüfung darüber obliegt nicht nur den Kritikern inmitten der Gläubigen, sondern auch den Personen und Gremien, die das gesamte Gottesvolk leiten und ihm mit ihrer Verantwortung dienen sollen.